

Der Franzose versuchte den Namen nachzusprechen, es gelang ihm aber nicht. Ein anderer legte sich in's Mittel.

„Madame, wenn Sie ein Anliegen an den Marschall haben, so würden Sie besser thun, morgen wiederzukommen. — Ich befürchte, der Marschall wird sich weder bewegen fühlen, Sie zu empfangen, noch wird er Ihnen irgend eine Bitte, wenn Sie eine solche vorzutragen haben, erfüllen.“

„Wer sagt Ihnen das?“ donnerte plötzlich eine Stimme.

Die Offiziere traten mit Ehrerbietung zurück. Während die Augen Aller Hella zugewendet waren, hatte sich leise die Thür geöffnet und Marschall Davoust war gerade früh genug auf die Schwelle getreten, um die zuletzt ausgesprochenen Worte zu hören. Es war ihm angenehm, eine Ableitung seines inneren Grolles gefunden zu haben.

„Wer sagt Ihnen das, Colonel Aurel?“ wandte er sich noch einmal an den letzten Sprecher. „Seit wann wissen Sie, daß Marschall Davoust sein Ohr gerechtfertigten Bitten verschließt?“

Der Angeredete senkte schein die Augen zu Boden, während der Marschall auf Hella zutrat.

„Was wünschen Sie von mir, mein Kind?“ fragte er, und der Ton seiner Stimme schien auf Hella einen beruhigenden Einfluß auszuüben.

„O, Herr Marschall, verzeihen Sie,“ stammelte sie verwirrt. „Ich kam, um Sie um Schutz für einen schuldlos Verfolgten zu bitten.“

„Treten Sie näher,“ sagte der Marschall, noch immer sehr gütig, indem er die Thür seines Gemaches öffnete und Hella durch eine Bewegung mit der Hand aufforderte, ihm zu folgen.

Hella trat ein, — das liebliche Gesicht noch bleicher als zuvor und Thränen in den schönen Augen. Der Marschall führte sie selbst zu einem Sessel. „Nun reden Sie, was führt Sie zu mir?“ fragte der Marschall. „Meine Zeit ist kurz bemessen, aber Niemand soll sagen, daß ich nicht bereit sei, gerechtfertigte Bitten anzuhören.“

Einen Augenblick nur zögerte Hella, dann rief sie mit überströmendem Gefühl aus:

„Gnade, — Gnade und Gerechtigkeit für meinen Gatten!“

Das Gesicht des Marschalls verfinsterte sich, — eine Wolke zeigte sich auf seiner hohen Stirn.

„Für Ihren Gatten?“ fragte er dann, indem er verwundert seine Augen über Hella's zarte, kindliche Gestalt hingeleiten ließ. „Wie ist der Name Ihres Gatten?“

„Bernhard Wollnow,“ entgegnete Hella kaum hörbar.

Bei diesem Namen hatte sich die Miene des Marschalls auf unheilverkündende Weise verfinstert. „Jener Wollnow hat einen Mordversuch auf einen französischen General gemacht.“

Im ersten Augenblick gab Hella schon die Hoffnung auf, hier etwas zu erreichen, und die Furcht, Bernhard's Angelegenheiten durch ihr Tazwischentreten nur verschlimmert zu haben, trat an ihre Stelle, aber dann raffte sie ihren ganzen Muth zusammen, denn es galt ja ihm, seiner Sicherheit.

„Es war kein Mordversuch,“ stammelte sie verwirrt. „Der General ist im ehrlichen Kampf verwundet worden.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Davoust um vieles milder.

„Von meinem Gatten, und — weil ich selbst den ersten Anlaß zu jenem Kampfe gab,“ fügte sie erköthend hinzu.

„Ah!“ kam es über die Lippen des Marschalls und noch einmal flog sein Auge prüfend zu Hella hinüber.

Dann schritt er einige Male durch das Gemach. Er kannte den General Lefort nicht sehr lange, aber er wußte soviel von ihm, als daß er ihn nicht achten und hochschätzen konnte. Armand Lefort hatte sich nie im Leben durch etwas anderes als durch galante Abenteuer, ausgezeichnet und mit Glück und Geschick, vielleicht auch im Verein mit Weiden, sich möglichst weit von dem bitteren Ernst des Krieges ferngehalten. Der Marschall hatte von seiner Verwundung durch einen Landesverräter gehört, aber wenn diese Frau die Gattin jenes Mannes war, so erhielt die Angelegenheit eine ganz andere Form.

„Madame, können Sie Ihre Worte beweisen?“

„Nur durch die Aussage meines Gatten,“ entgegnete Hella, noch immer schwächern, aber doch wieder gefaßter. „Der General Lefort hat meinen Gatten zum Duell gezwungen.“

„Herr Wollnow wurde gefangen genommen, so viel ich weiß.“

„Er entfloß —“

Hella hielt zögernd und erschreckt inne, — was würde der Marschall jetzt sagen?

Davoust veränderte keinen Zug seines Gesichts. „Wohin ist er entflohen?“ fragte er.

Hella erschrak bei dieser Frage. Durfte sie eine Antwort geben? Aber der Marschall sah ihr Erschrecken und ein Lächeln glitt über sein ernstes, strenges Gesicht.

„Beantworten Sie getrost meine Frage, Madame,“ entgegnete er freundlich. „Wenn ich diese Frage an Sie stelle, so werden Sie gewiß davon überzeugt sein dürfen, daß es nicht zu dem Zwecke geschieht, um ihren Gatten verhaften zu lassen.“

Hella athmete tief auf, eine unennbare Freude durchzitterte sie.

Hella gewann Vertrauen zu den Worten des Marschalls. Sie fühlte, daß sie ihm Alles mittheilen müsse, sollte Bernhard's Leben gesichert werden.

„Mein Gatte ist im elterlichen Hause,“ entgegnete sie deshalb rasch und offenerzig. „Sein Vater ist gestorben, seine Mutter todtkrank und er selbst noch schwach. Ein Granatsplitter ist ihm in den Arm gedrungen, und wenn die Wunde auch schnell genug heilte, die innere Aufregung hat seine Kräfte erschöpft.“

Bei den letzten Worten waren Thränen in ihre Augen getreten.

„Wir wurden Beide gefangen genommen. — Mein Gatte ward nach dem Militärgefängnisse gebracht, ich nach einem Landhause,“ fuhr Hella dann in ihrer Erzählung fort. „Aber auch ich bin mit Hilfe einer mir fremden, aber dem General Lefort nahestehenden Dame, wie sie mir sagte, befreit worden.“

Das Weitere verschwieg Hella.

Diejenigen, welche in dem Antlitze des Marschalls zu lesen verstanden, würden in diesem Augenblicke eine unheilverkündende Wolke auf seiner Stirn gesehen haben. Die ganze Angelegenheit war ihm klar geworden und sehr nahe gerückt, und er war fest entschlossen, Alles auf das Genaueste untersuchen zu lassen.

„Weinen Sie nicht mehr, Madame, — Ihr Gatte steht vorläufig unter meinem Schutz,“ sagte er dann, sich an Hella wendend. „Wenn Herr Wollnow unschuldig ist, so wird Niemand mehr wagen, ihn gefangen zu nehmen. Ich werde unverzüglich eine genaue Untersuchung des Vorganges anordnen und der Schuldige soll seiner gerechten Strafe nicht entgehen.“

Er machte eine Bewegung mit der Hand und öffnete ihr selbst die Thür. Dann rief er einen der Offiziere zu sich herein.

„D'Albret, ich will eine genaue Untersuchung einleiten lassen wegen jenes Vorganges, den veruchten Mordmord betreffend, verübt an dem General Lefort. Vorläufig bleibt der Schuldige, Bernhard Wollnow, auf freiem Fuß, bis ich einen weiteren Befehl erteile.“

Der Offizier war gleichfalls entlassen, und bald darauf schien der Marschall überhaupt die ganze Angelegenheit vergessen zu haben. Er hatte sich wieder in seine Briefe und Depeschen vertieft, und grollend dachte er darüber nach, wie der Troß der Hamburger Bürger zu brechen und die Stadt am Härtesten zu bestrafen sei.

Oberst d'Albret aber wußte, daß der General Lefort ein verlorener Mann sei, wenn sich der leiseste Tadel in seinem Verhalten bei der ganzen Angelegenheit auffinden ließ, und hätte er sich selbst nicht gescheut, er würde zweifellos dem Manne, welcher ihm so häufig Gastfreundschaft erwiesen, eine Warnung haben zukommen lassen.

Es giebt noch ein größeres Glück als das, welches Hella so kurze Zeit besessen, um es dann zu verlieren, ein Glück, welches deshalb größer ist, weil es auf Beständigkeit Anspruch erheben darf, es ist das Glück, seine Pflicht erfüllt zu haben.

Dieses Glück empfand Hella, und wenn es ihr vorläufig auch noch keinen Frieden gewährte, so verschaffte es ihr wenigstens eine große Beruhigung, und sie begann jetzt daran zu denken, sich um das Schicksal ihrer Ketterin zu kümmern. Während der ersten Tage hatte sie eine unüberwindliche Abneigung gegen die Frau empfunden, welche ältere und größere Rechte an Bernhard Wollnow hatte, als sie selbst. Zwar beschuldigte Hella sich selbst der Undankbarkeit. Ihre Beschützerin hatte soviel für sie gewagt, vielleicht mehr als sie nur ahnen konnte, aber sie vermochte es während der ersten Tage nicht, ihr Herz zu beruhigen. Jetzt erst war es ihr klar geworden, was Georgette oder Therese Verliu für sie gewagt hatte.

Hella hatte jetzt keine Veranlassung mehr, sich verborgen zu halten und eine Entdeckung zu fürchten. Sie fühlte sich sicher unter dem Schutze des Marschalls und wußte, daß man nicht wagen würde, sie zu belästigen. Um so ruhiger und sorgloser

konnte sie jetzt Alles thun, was ihr nothwendig erschien, um Alles zu regeln und zu einem Abschluß zu bringen. Sie fühlte, daß die Ungewißheit sie tödten werde, — wenn Alles entschieden war, dann erst konnte Ruhe kommen.

Aber Hella's Nachforschungen nach Georgette erwiesen sich erfolglos. Diese war nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt. Nur am Abend hatte man sie noch einmal gesehen und zwar geschmückt, wie eine Braut, so hatte die Wirthin gesagt. Wohin sie gegangen war, wußte sie nicht, jedenfalls zu einer Hochzeit, denn ein Wagen hatte sie abgeholt. So waren Hella's Nachforschungen da abgeschnitten, wo sie begannen hatten, aber sie fühlte ihre Besorgnisse in Bezug auf ihre Ketterin schwinden.

Um so mehr nahm wieder Bernhard Wollnow und seine Verlassenheit ihre ganze Theilnahme in Anspruch. Hella war von allen Umständen im Wollnow'schen Hause auf das Genaueste unterrichtet, und an demselben Morgen, als der alte Herr Wollnow begraben wurde, stand sie hinter einem Vorsprung in dem dunklen Flur eines nahegelegenen Hauses und sah den Sarg forttragen.

Da sah sie auch ihren Gatten wieder.

Hella hatte die Hand fest auf die Lippen gedrückt, um den wilden Schrei des Schmerzes, der sich darauf drängte, zurückzubalten, als sie Bernhard's bleiches Angesicht sah. Wie hatte er in den wenigen Tagen gealtert. Genau hatte sie es nicht gesehen, aber sie hätte darauf schwören mögen, daß sein dunkles Lockhaar leicht mit Grau untermischt war. Als er fort war, blieb Hella regungslos an derselben Stelle stehen.

Sie konnte ihn jetzt nicht verlassen, — sie konnte jetzt nicht gehen. Wenn er zurückkehrte, mußte er sie finden, sie wollte ihm in diesen Stunden tröstend und helfend zur Seite stehen. Und dann wollte sie ihn fragen nach seiner Vergangenheit und nach jenem Trauschein. Gab es denn nicht eine Möglichkeit, — eine Hoffnung, daß Alles wieder gut würde?

Traurig schüttelte sie den Kopf. Sie trat in das Wollnow'sche Haus, dichtverschleiert und so jedem Auge unkenntlich. Die Dienerschaft hielt sie für eine Dame, welche der Familie angehörte und ließ sie gewähren. Sie ging in Frau Wollnow's Krankenzimmer, und die Wärterin sagte ihr, wie gering die Hoffnung sei, das Leben der im heftigsten Fieber Liegenden zu erhalten. Hella weinte leise. Sie hatte die Matrone, welche immer gütig, immer freundlich gegen sie gewesen war, so sehr geliebt.

Mehr als eine Stunde war vergangen. Dann stieg sie hinauf in das Zimmer, welches man ihr als dasjenige ihres Gatten bezeichnet hatte. Pochenden Herzens trat sie ein, — hier wollte sie ihn erwarten.

Hella wagte nicht, sich niederzusetzen. Neben dem Wohnzimmer befand sich ein zweites, nur durch einen schweren Vorhang von demselben getrennt. Sie schob denselben leise ein wenig bei Seite, — ein Blick — und sie taumelte zurück. Ein dumpfes Aechzen kam über ihre Lippen und halb bewußtlos sank sie auf einen Stuhl nieder.

Das angrenzende Gemach war Bernhard's Schlafzimmer. Wie es drinnen aussah, hätte Hella nicht sagen können, sie sah nur ein, und dieses Eine genügte, um auch den letzten Rest von Hoffnung im Keime zu ersticken. Gerade dem Vorhang gegenüber an der Wand hing ein Oelgemälde, das Bild einer Frau. Die Sonnenstrahlen, welche sich seitwärts durch das Fenster stahlen, gaben dem Bilde eine zauberische Beleuchtung. War es ein Wunder, wenn er diese Frau geliebt hatte und — wie sie fürchtete — noch liebte?

Hella saß lange Zeit still auf ihrem Plage und abermals bemächtigte sich ihrer eine große Bitterkeit. Daß er jene geliebt hatte, konnte sie ihm verzeihen, aber daß er sie noch liebte, — und weshalb sonst hing das Bild in seinem Schlafzimmer, — gab es auch dafür eine Verzeihung?

Sie dachte daran, zu gehen, wie sie gekommen war, — leise und unbemerkt, aber die Ausführung dieser Absicht ward vereitelt. Sie befand sich auf dem ersten Treppenabsatz, als sie Bernhard kommen sah.

Schnell trat sie in eine der dunklen Nischen zurück.

Dann hörte Hella Bernhard die Treppe heraufkommen. Wie gern wäre sie entflohen, aber jetzt gab es kein Entkommen mehr. Gleich darauf kam Bernhard Wollnow wieder aus dem Zimmer, in welches er gegangen war. Er trug ein Packet unter dem Arm und unten im Hause hörte sie ihn Befehle in Bezug auf die Instandsetzung einiger Gemächer erteilen.

(Fortsetzung folgt.)